

A person wearing a white lab coat with blue ribbed sleeves is shown from the chest down to the waist. Their hands are clasped in front of them, holding a bunch of various keys. The background is a plain, light-colored wall.

ULRIKE
SCHWEIKERT

LESE-
PROBE

DIE CHARITÉ

AUFBRUCH UND
ENTSCHEIDUNG

rowohl
POLARIS

ROMAN

ZEITEN DES WANDELS, ZEITEN DER ENTSCHEIDUNG

Berlin, 1903: Rahel Hirsch ist eine leidenschaftliche Forscherin, die für die Medizin lebt. Als eine der ersten Ärztinnen fängt sie an der Charité an. Doch unter den männlichen Kollegen ist sie nach wie vor eine absolute Ausnahme. Von Gleichberechtigung ist man selbst in der sonst so fortschrittlichen Hauptstadt des Kaiserreichs noch weit entfernt. Das erlebt auch die junge Arbeiterin Barbara täglich. Sie schuftet in der Wäscherei der Charité und muss immer wieder erfahren, was es bedeutet, wenn Männer Frauen als Besitz betrachten.

Ungleicher könnten die beiden Frauen nicht sein, und doch werden sie zu Freundinnen. Während Rahel sich gegen Widerstände in der Charité durchsetzen muss und sich in einen jungen Fliegerpionier verliebt, schließt sich Barbara der Frauenbewegung an, kämpft für die Rechte der Arbeiterinnen und das Frauenwahlrecht. Doch dann bricht der 1. Weltkrieg aus und verändert nicht nur die Leben von Barbara und Rahel für immer ...

ROWOHLT.DE/SCHWEIKERT

1903

Die Landschaft rauschte am Fenster des Waggons vorbei. Wenn sie den Blick starr geradeaus richtete, lösten sich die Konturen in verschwommene grüne und gelbe Streifen auf. Der Herbst begann, die Blätter zu verfärben. Sie wirbelten im Wind so durcheinander wie die Gedanken in ihrem Kopf.

Sie war unterwegs, nach Berlin, zu ihrer ersten Stelle als Ärztin! Sie konnte es noch immer nicht recht glauben. So viele Jahre, und nun sollte der Traum tatsächlich Wirklichkeit werden.

Dr. Rahel Hirsch.

Ihr Großvater, der berühmte Rabbiner Samson Raphael Hirsch, der 1888 im selben Jahr wie die letzten beiden Kaiser gestorben war, wäre heute sehr stolz auf sie, das wusste sie genau. Gelehrsamkeit war für ihn immer eine hohe Tugend gewesen – für Männer *und* für Frauen.

Auch ihr Vater, Mendel Hirsch, war inzwischen tot. Er hatte die ersten beiden Jahre ihres Medizinstudiums noch miterlebt und Rahel in ihren ungewöhnlichen Plänen bestärkt. Ohne seine Unterstützung hätte sie nicht in Zürich studieren können. Zürich – noch vor wenigen Jahren bot die dortige Universität die einzige Möglichkeit für eine Frau, Ärztin zu werden. Inzwischen hatte der Bundesrat beschlossen, auch in Deutschland Frauen zum medizinischen Staatsexamen zuzulassen, doch die einzelnen Länder ließen sich Zeit, die Vorgabe umzusetzen. Allen voran Berlin, das seine Universitätstüren für Frauen noch immer nicht geöffnet hatte.

Sie löste ihren Blick von der vorbeifliegenden Landschaft, öffnete ihre Tasche und zog ein in weinrotes Leder gebundenes Büchlein hervor. Die letzten Eintragungen hatte sie vergangene Nacht in ihrer spartanischen Unterkunft geschrieben, ehe sie ihre Reise hatte fortsetzen können.

Mein Herz rast. Ich kann es in meinen Ohren pochen hören. Ich versuche, mir die Vorgänge in meinem Körper bildlich vorzustellen. Mein Herz zieht sich

hektisch zusammen und pumpt, schneller als sonst, das Blut durch meine Adern. Doch woher rührt das Rauschen im Kopf? Kann ich den Fluss meines Blutes durch mein Gehirn hören?

Meine Gedanken wandern zurück zu meinen Professoren, die mich so viel gelehrt haben, und zu den Studenten, denen ich im Anatomiesaal, beim Präparierkurs oder im Vorlesungssaal bei Operationen begegnet bin ...

* * *

Berlin!

Rahel verließ den Bahnhof und stand, den Koffer in der Hand, erst einmal staunend da. Eine Droschke hielt neben ihr, der Kutscher beugte sich zu ihr hinunter.

«Wo woll'n Se denn hin, Frollein?»

Rahel wandte sich um und zeigte auf das Schild, auf dem «Potsdamer Bahnhof» zu lesen war.

«Ich bin hier doch am Bahnhof von Berlin, nicht wahr?»

Der Droschkenfahrer lachte. «Sie sind in Berlin, Frol-

lein, det is schon richtich, aber wir ham hier zehn Bahnhöfe in der Stadt. Könn'n Se sich eenen aussuch'n. Also wo woll'n Se hin?», fragte er noch einmal.

«Zur Charité», gab Rahel Auskunft.

«Ah, 'ne Krank'nschwester», sagte der Kutscher und nickte.

«Nein, Ärztin», widersprach Rahel und reckte das Kinn.

Der Droschkenfahrer lachte ungläubig und nannte ihr dann den Preis.

Rahel überlegte. Ihre Mutter hatte ihr zwar Geld mitgegeben, aber sie würde sparsam damit umgehen müssen. Vor allem, weil sie als Volontärärztin erst einmal gar kein Gehalt bekommen würde. Doch da sie in der Charité wohnen und essen konnte, hoffte sie, mit den Ersparnissen der Familie lange genug durchhalten zu können, bis sie irgendwann ihr eigenes Geld verdienen würde.

«Wie weit ist es denn bis zur Charité?», erkundigte sich Rahel.

«Det is zu weit. Det könn'n Se mit dem Koffer nich loofen.»

«Gibt es denn eine billigere Möglichkeit dahinzukommen als mit der Droschke?», fragte sie tapfer, obwohl es ihr peinlich war.

Der Kutscher warf sich in die Brust. «Aber klar! Berlin is 'ne moderne Stadt. Wir ham hier nich nur den alten Pferdeomnibus. In der janzen Stadt fährt auch die Straßenbahn, elektrisch uff Schienen! Weiter draußen ham se so Böjen aus Ziejelsteinen jemauert, uff der die Bahn langfährt. Untendrunter jibt's 'n paar jemütliche Kneipen, det kann ick Ihnen sagen. Und 'ne Stadtbahn jibt's ooch bei uns. Die fährt hier inne Stadt durch 'nen langen Tunnel. Aber mit der komm'n Se nich zur Charité, die fährt nur nach Charlottenburg raus. Am billichsten ist der Pferdeomnibus für fünf Pfennich», fügte er noch hinzu. «Dort drüben uff'e Ecke könn'n Se wart'n und frag'n, wo Se umsteig'n müss'n.»

Rahel bedankte sich herzlich und wünschte dem Kutscher einen schönen Tag und viele Fahrgäste. Dann machte sie sich mit ihrem Koffer in der Hand auf zur Haltestelle des Pferdeomnibusses.

Während der Fahrt wuchs ihre Anspannung noch. Was für eine Stadt! Rahel sah aus dem Fenster und be-

staunte die prächtigen Gebäude zu beiden Seiten der breiten Straßen. Zuerst folgten sie der Leipziger Straße bis zum Spittelmarkt, dann ging es weiter am Kanal entlang Richtung Norden. Immer wieder kreuzten sie die Schienen der Straßenbahn. Doch es waren auch vornehme private Kutschen neben einfachen Karren von Krämern oder Handwerkern unterwegs. Und natürlich die Automobile! Es knatterte und hupte, dann schoss wieder eine glänzende Karosse an den gemächlich dahintrotenden Pferden vorbei. Rote, schwarze und dunkelgrüne Motorhauben glänzten in der Herbstsonne. Wolken aus Benzindunst und Rauch hüllten die Fahrgäste des Pferdeomnibusses ein und reizten zum Husten. Das konnte nicht gesund sein, dachte Rahel. Auf der rechten Seite erhaschte sie einen Blick auf das kaiserliche Stadtschloss. Dahinter erhob sich die Kuppel des Doms in den Himmel.

Als sie in die von Linden gesäumte Allee einbogen, wurde der Verkehr noch dichter. Rahel wunderte sich, wie all die unterschiedlichen Gefährte vorankamen, ohne sich gegenseitig anzurempeln.

«Unter den Linden», sagte auf einmal der Mann, der

hinter ihr saß und sich nun zu ihr vorbeugte. «Sie sind nicht von hier, richtig? Waren Sie denn schon mal in Berlin?»

Die Zutraulichkeit des Fremden überraschte Rahel. Sie drehte sich zu ihrem Mitfahrenden um, der ihr nett und harmlos vorkam, und verneinte.

Nun kam der Herr in Schwung und begann, all die prachtvollen Gebäude rechts und links zu benennen. «Beeindruckend, nicht wahr? Dort drüben ist das Zeughaus. Und daneben, das Gebäude mit den Säulen, das ist die Neue Wache. Auf der gegenüberliegenden Seite sehen Sie die Oper. Und hier auf unserer Seite liegt das ehemalige Prinzenpalais, etwas zurückgesetzt hinter dem schmiedeeisernen Gitter. Das ist schon lange das Hauptgebäude der Universität, die bald ihr hundertjähriges Bestehen feiern darf. Ein moderner Forschungstempel für unzählige Disziplinen», schwärmte der unbekannte Mitfahrer.

Allerdings nicht so modern, als dass hier Studentinnen zum Examen zugelassen würden, dachte Rahel.

An der Ecke zur Friedrichstraße musste sie umsteigen. Sie verabschiedete sich höflich von ihrem Stadtführer

und wechselte das Gefährt. Der nächste Omnibus brachte sie bis vor das Tor der königlichen Charité. Dr. Rahel Hirsch war endlich angekommen – am Ziel ihrer langgehegten Wünsche.

* * *

Barbara blieb stehen und stemmte die Hände in die Hüften. Sie unterdrückte ein in ihr aufsteigendes Stöhnen. Sie war müde, die Beine schmerzten. Sie fühlten sich an, als sei sie heute mindestens drei Mal um ganz Berlin herumgelaufen. Na ja, ganz so weit war es sicher nicht gewesen, aber sie hatte genug. Dennoch biss sie die Zähne zusammen und machte sich nicht zu Marlenes Wohnung auf, die sie, seit sie vor zwei Jahren nach Berlin gekommen war, mit ihrer Tante und deren Sohn Franz teilte. Er war zwanzig, ein Jahr jünger als sie selbst, und sie kamen ganz passabel miteinander aus.

Barbara war, wie so viele, die vom Land nach Berlin gezogen waren, wieder einmal auf der Suche nach Arbeit. Sie hatte fast alle Adressen, die Marlene und die Nachbarn ihr empfohlen hatten, bereits aufgesucht, doch

niemand wollte ihr eine Stelle geben, obgleich sie eine geschickte Näherin war und schnell arbeitete. Es half nichts. Sie hatte ihre Stelle in der Wäschefabrik hinter dem Stettiner Bahnhof nicht durch eigene Schuld verloren. Die Firma, hieß es, habe in letzter Zeit Verluste gemacht, daher mussten zwei Dutzend Arbeiterinnen gehen. Jede von ihnen lief sich jetzt vermutlich die Füße platt auf der Suche nach einer neuen Anstellung. Wie sie selbst. Es gab einfach zu viele Arbeitssuchende in Berlin. Jede freie Stelle war im Handumdrehen neu besetzt, und Dutzende Suchende mussten enttäuscht und müde wieder von dannen ziehen.

Frierend blieb Barbara vor einem der blank geputzten Schaufenster stehen, hinter denen das goldgelbe Licht eines Kristalllüsters die herbstliche Dämmerung zurückdrängte. Sie betrachtete die feinen Kleider, Mäntel und Kostüme, die hinter der Scheibe in Szene gesetzt waren. Herbstmode in dunklem Rot oder in Naturtönen aus weichen Wollstoffen mit Pelzkragen war im Moment sehr gefragt. Vielleicht hatte Marlene eines dieser Kleider zusammengenäht, welches hier zu einem Preis angeboten wurde, der ein Jahresgehalt verschlingen

würde. Barbara seufzte. Sie sah ihre Tante vor sich, wie sie Stunde um Stunde mit gebeugtem Rücken vor ihrer Nähmaschine saß, die längst noch nicht abgezahlt war. Marlene arbeitete für die Firma Hurwitz & Sohn. Sie nähte die von einem Schneidermeister zugeschnittenen Teile zusammen, säumte die Kanten, nähte Knöpfe, Borten und Häkchen an. Pro Kleidungsstück verdiente sie ein paar Pfennige, sodass sie in guten Wochen auf sechs oder sieben Mark kam – wenn sie fleißig jeden Tag zwölf Stunden nähte.

Marlene hatte damit angefangen, als Franz noch zur Schule ging und ihre kleine Tochter Ida nicht einmal den Windeln entwachsen war. Damals hatte Josef auch noch gelebt.

Barbara hatte ihn nie kennengelernt, doch so wie Marlene von ihm sprach, musste er ein guter Ehemann gewesen sein, bis es in der Gießerei der Borsigwerke draußen in Moabit beim Transport des flüssigen Eisens zu einem Unfall gekommen war. Mit schweren Verbrennungen hatte man Josef in die Charité eingeliefert, wo er unter Schmerzen einige Tage später in Marlenes Armen gestorben war.

Das Geld der Sterbekasse, die noch Albert Borsig ins Leben gerufen hatte, reichte gerade einmal für die Beerdigung und die ersten Monate nach Josefs Tod. Seitdem war Marlene mit ihren beiden Kindern auf sich allein gestellt.

In jenem Jahr habe sie das Glück verlassen, sagte sie immer wieder. Denn nur wenig später erkrankte Ida und bekam hohes Fieber. Auch ihr konnte man in der Charité nicht helfen, und Marlene verlor kurz nach ihrem dreißigsten Geburtstag auch ihre kleine Tochter. So freute sie sich, als ihre Nichte Barbara einige Jahre später nach Berlin kam und zu ihr und Franz in die Wohnung zog. Auch weil Barbara ihren Teil der Miete tragen musste und Marlene nicht mehr gezwungen war, fremde Schlafgänger aufzunehmen. Wie viele andere Wohnungen in den grauen Mietskasernen der Arbeiterviertel bestand auch Marlenes Wohnung nur aus einem beheizten Zimmer und einer Kammer. Unten im Hof gab es einen Abtritt für die Bewohner. Vierzig waren sie, ungefähr, Frauen und Männer, die sich diesen Abtritt teilten.

Barbara riss sich endlich von dem Schaufenster los. Sie musste weiter, durfte nicht aufgeben! Denn wenn sie

keine Arbeit fand, bestand die Gefahr, dass sie ihre Wohnung verloren. Morgen war der 1. Oktober, einer der beiden «Ziehtage» des Jahres. Konnten sie die Miete nicht bezahlen, mussten sie sich in das Heer der Berliner einreihen, die an diesen Tagen mit Handkarren und Säcken mit ihren Habseligkeiten über den Schultern in den Arbeitervierteln unterwegs waren, um in eine noch billigere Bleibe zu ziehen. Manche zogen auch in die neuen Wohnblocks, die überall am Rand der Stadt entstanden. Die frisch verputzten Wohnungen waren neu, aber noch feucht, und die Wohnungsuchenden zogen ein zum «Trockenwohnen», was so manchem auf die Gesundheit schlug. Denn natürlich durften sie nur so lange bleiben, bis die Wohnung ausgetrocknet war. Danach konnte man sie wesentlich teurer an besserverdienende Bürger vermieten.

Marlene hatte schon oft gesagt, dass sie sich weigern würde, in solch eine Wohnung zu ziehen, zu sehr fürchtete sie sich vor Tuberkulose und Lungenentzündung. Sie würde es schlicht nicht ertragen, noch ein Familienmitglied sterben zu sehen.

Barbara hatte sich kaum umgedreht, als sich die Glas-

tür des Modegeschäfts mit einem Klingeln öffnete und eine junge Dame das Geschäft verließ. Barbara sah den pelzbesetzten Mantel, den reich dekorierten Hut, die behandschuhte Hand. *So elegant werde ich nie aussehen*, dachte sie und strich über ihren verschlissenen Mantel. Das Kleid, das sie trug, war mausgrau und viel zu weit, aber sie hatte eine hübsche Figur, weibliche Hüften und dazu blitzende blaue Augen. Das lange blonde Haar trug sie hochgesteckt in einem Knoten, aus dem sich manchmal eine Locke löste, die sich frech an ihrem Hals ringelte ...

Der Wind frischte auf und jagte kalte Böen die Straße entlang. Barbara war hungrig und durstig und sehnte sich nach einem warmen Ofen, dem sie ihre Füße entgegenstrecken konnte. Aber sie hatte noch etwas vor. Sie hatte gelesen, dass die Charité Wäscherinnen suchte. Vielleicht hatte sie doch noch Glück an diesem Tag. Jedenfalls marschierte sie strammen Schrittes voran, bis sich zu ihrer Linken hinter der langen, schnurgeraden Mauer die Klinikgebäude der Charité erhoben. Barbara bog in die Hannoversche Straße ein. Dort, neben dem Chemischen Institut der Universität, befand sich ihr

Ziel: ein graues Gebäude, aus dessen geöffneten Fenstern heißer Wasserdampf in den Herbsthimmel stieg.

Die Vorsteherin des Waschhauses der königlichen Charité, Frau Küfer, war eine dralle Person mit buschig grauem Haar, das strähnig unter ihrer Haube hervorlugte. Sie war kaum größer als Barbara, hatte graue Augen und rote Wangen, doch ihre zu einem Strich zusammengepressten Lippen warnten davor, sie zu unterschätzen. Barbara ahnte, dass sie das Waschhaus mit strenger Hand führte und keine Nachlässigkeiten durchgehen ließ.

Frau Küfer zog sich hinter einen fleckigen Schreibtisch zurück und studierte aufmerksam Barbaras Unterlagen.

«Das wäre jetzt also die vierte Stelle, die du innerhalb von zwei Jahren antrittst», sagte sie.

«Es war nich meine Schuld, dass ich entlass'n wurde», stieß Barbara hervor.

«Das hab ich auch nicht behauptet», stellte die Vorsteherin fest. «Aber nicht immer steht in solchen Schreiben die ganze Wahrheit. Es gibt unter Männern und Frauen solche, die fleißig arbeiten, und solche, die mehr reden

und aufwiegeln und sogar nach den Gewerkschaften schreien. So was bringt nur Ärger, den ich hier in meinem Waschhaus nicht dulde!»

«Ich bin fleißig und scheu die Arbeit nicht», sagte Barbara fest und hielt dem Blick aus grauen Augen stand.

Die Tür öffnete sich, und ein großgewachsener Mann in Uniform trat ein. Die Vorsteherin erhob sich von ihrem Stuhl.

«Ist das eine Bewerberin?», erkundigte sich der Mann.

«Ja, Herr Direktor», presste Frau Küfer hervor.

Der Mann musterte Barbara. Dann lächelte er. «Sie scheint mir tüchtig zu sein. Und hübsch ist sie oben-drein.»

Die Lippen der Vorsteherin wurden noch schmaler.

«Wenn es also nichts gibt, was dagegenspricht, dann geben Sie ihr die Stelle, Frau Küfer.»

Barbara wusste nicht, ob der Zufall, der den Herrn Direktor in diesem Augenblick hierhergeführt hatte, ihr Glück war, und sie wagte kaum, die Vorsteherin anzusehen. Doch als diese nickte, durchströmte Barbara eine Welle der Erleichterung.

«Nein, gibt es nicht, Herr Direktor. Sie kann morgen anfangen.»

«Gut, Frau Küfer, dann machen Sie den Vertrag fertig und lassen Sie Fräulein ...?»

«Schubert. Barbara Schubert», beeilte sich Barbara zu sagen.

«... dann lassen Sie Fräulein Schubert unterschreiben.» Damit verabschiedete er sich und verschwand.

Frau Küfer gab ein Geräusch von sich, das sich fast wie ein Knurren anhörte, doch dann löste sich die Spannung in ihrem Gesicht. Sie streckte Barbara die Hand entgegen. «Dann willkommen, Fräulein Schubert. Wir fangen um sechs Uhr an, pünktlich!»

* * *

Rahel folgte Professor Kraus durch die Abteilungen der II. Medizinischen Abteilung.

«Wir waren leider nicht die Ersten, die mit einem neuen Klinikgebäude beglückt wurden», sagte er und schnitt eine Grimasse. «So mancher nennt die sogenannte Neue Charité, an der nun rein gar nichts mehr neu oder mo-

dern ist, «das Gefängnis». Sie haben bei Ihrer Ankunft sicher gesehen, wie man auf solch einen Gedanken kommen kann. Seit 1836 wurde hier so gut wie nichts mehr erneuert. Es wird also dringend Zeit für unseren Neubau!»

Er führte Rahel durch diverse Krankensäle, in denen Brustkranke lagen oder Patienten mit Fieberkrankheiten. In einem anderen Zimmer lagen Kranke mit Geschwüren oder Nierensteinen. Und natürlich waren die Männer und Frauen streng voneinander getrennt. In den Frauensälen sah Rahel, dass die Pflegekräfte vor allem die Tracht der Diakonissen trugen; diese waren dafür bekannt, dass sie sich mit großer Hingabe um ihre Patientinnen kümmerten. In den Männersälen waren Wärter unterwegs, die einen rauen Ton anschlugen, aber auch Krankenschwestern, die blau-weiß gestreifte Charitékleider trugen.

«Unsere Patienten klagen zu Recht über eng belegte Säle und unzureichende sanitäre Einrichtungen.»

Der Direktor erzählte Rahel das Wichtigste über jeden Patienten, ohne dass er in den Unterlagen hätte nachsehen oder auch nur einen Blick auf das Namensschild

und die Fieberkurve hätte werfen müssen, die an jedem Krankenbett befestigt waren. Als sie den letzten Krankensaal verließen, war die Visite bereits vorbei, sodass sie die meisten Assistenten bei ihrer Forschungsarbeit in den Laboren antrafen.

Die Labore, die Rahel zu Gesicht bekam, waren eher Kammern, so winzig waren sie, und auch ihre Ausstattung mutete eher altmodisch an. Professor Kraus stellte ihr seine Assistenten vor: «Dies sind die Herren Dr. Stey-
rer, Dr. Mohr und Dr. Böniger. Mein geschätzter erster Assistent Umber hat die Charité zu meinem Bedauern vor kurzem verlassen, um in Altona die Innere Abteilung zu leiten. Leider hat er auch meinen Assistenten Theodor Brugsch mitgenommen.»

Rahel reichte jedem die Hand und versuchte, sich die Namen und die Forschungsgebiete zu merken. Sie lächelte, doch die meisten Mienen blieben starr, und wenn sie meinte, eine Reaktion zu bemerken, dann war es eher ein Staunen oder manchmal vielleicht sogar eine Ablehnung.

Ihr war klar, dass es nicht leicht werden würde, das Vertrauen der Kollegen zu gewinnen. Gerade in Berlin

war eine Ärztin immer noch ein exotisches Wesen, das Misstrauen hervorrief.

Kraus und Rahel verließen die Labore und gingen weiter.

«Dr. Hirsch? Sehen Sie mal, wer sich hierher in meine Klinik verirrt», rief der Direktor plötzlich. «Lieber Brugsch, wie geht es Ihnen in Altona? Was macht die Arbeit?»

Ein Mann in Zivil trat zu ihnen und strahlte Kraus mit einem jungenhaften Lächeln an. Er sah gut aus, war groß und schlank, das Gesicht bartlos und mit angenehm männlichen Zügen. Vermutlich lag es an dem Lächeln, das seine Augen warm leuchten ließ, was ihn vom ersten Augenblick an sympathisch machte. Die beiden Männer schüttelten sich die Hand.

«Ganz prächtig, Professor Kraus», sagte Brugsch. «Wir haben in Altona weniger alte Menschen auf der Station. Eher junge, kräftige Hafenarbeiter. Interessante Fälle, im Moment viel Lungenentzündung, aber auch Alkoholiker im Delirium, denn in der kalten Jahreszeit arbeitet es sich draußen am Wasser nur mit viel Köm. So nennen sie den gelblichen Brand. Außerdem haben wir Fälle

von Gelenkrheumatismus, was vermutlich auch von der kühlen Feuchte am Hafen kommt.»

Brugsch schenkte seinem ehemaligen Chef noch ein Lächeln, dann wanderte sein Blick zu Rahel. Sie konnte die Frage in seinem Blick sehen, doch ehe sie reagieren konnte, stellte Kraus sie einander vor.

«Doktor Rahel Hirsch», wiederholte Brugsch und schüttelte ihr lange die Hand. «Das ist ja mal eine Überraschung. Eine Volontärärztin in der Charité! Da bedauere ich ja fast, dass ich weggegangen bin.»



ULRIKE SCHWEIKERT

arbeitete nach einer Banklehre als Wertpapierhändlerin, studierte Geologie und Journalismus. Seit ihrem fulminanten Romandebüt «Die Tochter des Salzsieders» ist sie eine der erfolgreichsten deutschen Autorinnen historischer Romane. «Die Charité. Hoffnung und Schicksal» schaffte es in die Top 10 der Bestsellerliste. Ulrike Schweikert lebt und schreibt in der Nähe von Stuttgart.

SIE WILL ÄRZTIN SEIN. UND FREI.

DIE GESCHICHTE DER CHARITÉ
GEHT WEITER.

Als Hörbuch bei
Audiobuch erhältlich



448 Seiten, 14,99 € (D) / € 15,50 (A)